Ein Vogel schiss

Walther Stonet

Ein Vogel schiss

Kriminelle Novelle

von

Walther Stonet

dabbeljuti Media, Metzingen

1. Edition, 2025/2026
© 2025/2026 All rights reserved.

dabbeljuti Media, Metzingen

Teil I

I

Er stand wie ein Fels in der Brandung. Nur war da kein Meer. Weit und breit nicht. Auch nicht eng und lang.

Ohne jeden Anlass ließ er einen pfeifen. Man konnte auch sagen, er hätte einen Vogel. Jedenfalls pfiff dieser. Und das nicht einmal so schlecht.

Er saß erst auf der Hutkrempe und anschließend auf der linken Schulter. Der kleine Flattermann konnte sich so recht nicht entscheiden. Kurz bevor er abhob, schiss er.

Ich hatte beobachtet, dass Luftballons Ballast abwarfen. Aber nicht nur die. Auch Vögel schissen sich vor Landung und Abflug regelrecht die Seele aus dem Leib.

Die Statue, die bedeutungsschwanger vor dem Bankgebäude der kleinen Großen Kreisstadt herumstand, war nicht allein. Andere standen da auch herum. Einige aus Kupfer, andere wiederum aus Fleisch und Blut. Manche waren in Guss erstarrt. Andere in Angst.

Banken hatten Wirkungen dieser Art. Nur, wer flüssig war, blieb fluide. In beiden Fällen war man gelegentlich überflüssig.

Der Flattermann hatte der Statue ihre Bedeutung in den metallenen Kragen geschissen. Meine Nase war überflüssig, und ich hatte das nicht genossen, obgleich ich vor Kurzem laut und deutlich genossen und damit den Anlass für das Auffliegen des Flattermanns und seinen Ballastabwurf geschaffen hatte. Jeder Mensch, sagte ich mir, brauchte eine Aufgabe. Sonst konnte er sich gleich aufgeben.

Apropos Aufgabe: Da war doch was. Genau. Ich musste den Brief noch einwerfen. Anonym wie immer. Irgendeiner musste den Stadtscheriffs ja auf die Sprünge helfen, oder?

* * *

Brief. Das war oldfashioned. Outdated. Von vorgestern. Das musste anders gehen. Per E-Mail zum Beispiel.

Technik, wusste ich und räumte das daher gern ein, war nicht so mein Ding. Dass ein persönlicher Computer nicht mit Dampf betrieben wurde, hatte ich jedoch bereits kapiert. Aber anonym E-Mails verschicken? Das kriegte ich bestimmt allein nicht hin. Nie im Leben.

Das verdammte YouTube fucking funkt nicht, sagte ich in das halbdunkle Arbeitszimmer, in dem ich vor meiner alten Windows-8-Kiste hockte und die Welt nicht mehr verstand. Oder ich war zu doof. Ich versteh's einfach nicht, schob ich hinterher.

Meine Stimme hallte im spartanisch möblierten Büroraum. Teppich: Fehlanzeige. Pflanzen: keine. Wer brauchte so was schon.

Außer mir gab es in der riesengroßen Sechs-Zimmer-Penthouse-Wohnung mit zwei Bädern und Gästeklo über den Dächern der Stadt nichts und niemanden. Manchmal war ich selbst mir sogar zu viel.

Dann musste ich raus auf die nächtlichen Straßen der Stadt und die Ordnung wiederherstellen, die es in meinem Leben nicht mehr gab. Es gab keine Ruhe mehr im Verkehr. Und im ruhenden Verkehr erst recht nicht.

Es war kein guter Zug, wenn dir mit knapp über fünfzig der Stuhl vor die Tür gestellt wurde. Und Selbiges in jeder Hinsicht. Job weg. Frau weg. Die liebe Ex-Gattin nahm den Hund gleich auch noch mit.

Kinder gab es keine. Wir hatten beide, Powercouple eben, keine Zeit für so was.

Aber eine Finca auf Malle. Und eine Harley Davidson unten in der Tiefgarage. Mir gehörten drei Plätze. Neben dem Porsche stand

der Landrover-SUV. Keiner brauchte das. Aber wer es nicht hatte, war ein Niemand.

Der jedoch war ich jetzt aber trotzdem. Auch das musste ich einräumen, ohne es ausräumen zu können.

* * *

Harley und Porsche staubten vor sich hin. Nachdem man mich abgefunden und mit meiner mehr oder minder erfreuten Zustimmung frühverrentet hatte, war ich draußen. Ganz draußen. Draußener ging nicht, denn ich mir hatte für den Riesenhaufen Kohle, den sie mir auf mein Konto gekippt hatten, dafür ein knalliges Wettbewerbsverbot über fünf Jahre eingehandelt.

Dass mir jetzt keiner mit der Anwaltskacke um die Ecke kam. Ich war Managing Partner einer Heuschrecke gewesen, bevor man feststellte, dass ich ausgebrannt war und auf einmal ein weiches Herz entwickelte. Warf man mir vor. Mir, allen Ernstes. Aber gut. Vielleicht stimmte es sogar. Whatever.

Jedenfalls fiel ich in ein Loch, auf dessen Grund ich nach beinahe fünf Jahren immer noch nicht aufgeschlagen war. Allerdings fiel ich über die Jahre hinweg immer langsamer. Jedenfalls kam mir das so vor.

Es wurde Zeit, den alten Scheiß, diesen antiquierten PC, der auf meinem Schreibtisch stand, wegzuschmeißen und was Neues zu kaufen. Das beschloss ich einfach mal. So ein Entschluss konnte eine ganze Lebensphase beschließen. Oder eröffnen. Musste aber nicht. Nun denn.

Kein Problem. Na ja, fast keines. Der Haufen Kohle, den man mir auf die Bankkonten gehustet hatte, war mangels Ausgaben nicht viel weniger geworden. Eigentlich sogar erstaunlicherweise mehr. Ich drehte mich nur noch um mich selbst und hätte vielleicht besser

einen Seelenklempner aufgesucht, anstatt mich selbst all die Jahre zu bemitleiden. Welche Zeitverschwendung.

So ein Burn-out konnte lange langsam vor sich hinkokeln, wenn man ihn nicht als solchen erkannte und löschte. Meiner hatte anscheinend die Tendenz zur Permanenz. Mindestens.

II

Wie hieß der nochmal, der verdammte ITler, der damals unser Office gemacht hatte. Wo war die verfickte Handynummer? Wo war das verdammte alte iPhone? Fuck!

Es wurde echt Zeit, dass ich mich in den Griff bekam. Ich griff nach der Tür in die Diele, dann der zum Gäste-WC und dann, schauschau, auf dem Papierständer lag es und wäre dort verschimmelt, wenn ich nicht wegen eines unerbittlichen Zustands zeitweiser Hellsichtigkeit erinnert worden wäre, dass ich beim großen Geschäft heute Vormittag nach dem Frühstück dieses verdammte Elend von einem hybriden Kommunikations-, Spiel- und Informationszeug dort liegen gelassen hatte. Gelassen war ich jetzt nicht gerade. Whyever. Es gab nichts, was von so großer Wichtigkeit gewesen wäre, dass ich es nicht hätte schweizerkäseartig vergessen dürfen. Fuck. Them. All.

Ich, der Gefickte, fickte. Ha, schön wär's. Nix dergleichen. Das eine gab's seit Jahren nicht und beim anderen, hm. Wenn ich an die Zahl der Rechnungen dachte, die mir gegenüber mehr oder minder deutlich als offen erklärt worden waren. Schließlich war ich nicht gerade ein Ausbund an Freundlichkeit, Nettigkeit und Feingefühl. Rücksichtnahme war ein Fremdwort. Ebenso Empathie. Solange ich meinen Kunden und Geschäftspartnern das Fell über die Ohren zog.

Es gab Rechnungen, deren Fälligkeiten blieben auf ewig offen. Auch davon hatte ich so einige. Bestimmt – aber auf jeden Fall genug davon, dass ich eigentlich schlecht schlafen sollte. Richtig schlecht.

Jedenfalls hatte ich jetzt das Smartphone in der Hand und mittlerweile so etwas wie wilde Entschlussfreude unter der ungepflegten, graumelierten Haarmatte. Die hielt in der Regel exakt

so lange an, bis ich an einem Spiegel vorbeikam. Manchmal reichte auch ein Fenster. Es musste nur genügend spiegeln.

Jedenfalls, die Zwote. Ich rief trotzdennoch tatsächlich Peter Gregor an, meinen ITler aus vergangenen Tagen.

„Peter, wie geht's?"

„Echt jetzt, nach über fünf Jahren?"

„Es gab keinen Grund und noch weniger Anlasser. E-Autors brauchen keine, oder, Peter?"

„Was ist denn das für ein Schwachsinn, den du da schwafelst, Boss."

„Du musst mir helfen."

„Gegen Kohle mach ich alles, Boss. Für Geld natürlich auch. Das weißt du doch."

„Morgen. Hallodrian- äh Hadrianstraße 152. Penthouse. 10 Uhr."

„Gebongt, Boss."

* * *

Jedenfalls, die Dritte: Die Welt brauchte Ordnung. Ich hatte keine, mein Leben war ausgeufert, der Fluss war meilenweit entfernt. Das war meine Diagnose morgens um vier auf dem Gäste-WC. Ich wollte meinem Bad die Duftwolke meines durch Betablocker angereicherten Urins ersparen.

Senile Bettflucht mit nicht mal sechzig. Echt ätzend, Leute. REM-Phase, im Bett kaltschweißig hochfahren, sich verpennt durch die Wohnung hastend tasten, pissen und eine Lebensveränderung herbeiführend sich selbst bemitleidend. Gottchen.

Erschrocken stellte ich fest, dass heute um zehn der Peter antanzte. So sagte das der Terminkalender des alten iPhone, das ich auf dem Klo vergessen würde. Ich hatte das neue iPhone noch nicht mal ausgepackt. Es, das Päckchen jedenfalls, in dem es sich befand, lag auf dem großen Esstisch im Wohnessbereich. Da lag es gut.

Denn es war nicht allein. ‚Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei', stand geschrieben. Das galt auch für Gerätschaften und Gimmicks. Dachte ich.

Im Kaufrausch hatte ich die Tage je einen Hochleistungslaptop, ein aktuelles MacBook, vier Riesenbildschirme, einen Farblaser, einen 3D-Drucker, zwei ultramoderne höhenverstellbare Schreibtische mit Schreibtischstühlen, Sitzbällen usw. usf. bestellt. Amazon Black Week. Ich hatte einen im Tee. Mindestens. Nein, ich trank keinen Alkohol. Also nix mit Rum.

Warum ich zwei Plätze gekauft hatte? Keine Ahnung. Oder vielleicht doch.

Mein verlassenes Arbeitszimmer, das ich seit fast genau fünf Jahren nicht mehr betreten hatte, war fast leer. Ich hatte es damals in einem Anfall von spätpubertärem Wahnsinn zu Klump gehauen und die Reste abholen lassen. Man gönnte sich ja sonst nichts.

Danach hatte ich einen einsamen Schreibtisch und einen Stuhl reingestellt. Mit der Windows-8-Kiste drauf und einem billigen Laserdrucker. Der stand da immer noch. Und roch schon streng.

Es war riesengroß, dieses Zimmer. Dreißig Quadratmeter. Jetzt standen diese ganzen Kisten drin rum, und ich kam nicht mehr an meinen süßen kleinen alten Schreibtisch.

* * *

Wenn man nachts im Klo, der Küche, dem Balkon und auf der Couch im Wohnzimmer verbracht hatte, war man bereits um zehn Uhr hundemüde. Allerdings mit der Ergänzung, dass man dabei selbst den Hund gab.

Jedenfalls, das Fünfte: Es klingelte, und ich stand mit einem Bein in der Unterhose. Der Zufall wollte, dass ich nicht fiel. Das zweite

Bein war rasch verarbeitet und die Unterhose dort, wo sie hingehörte. Schon mal gut. Ich griff mir den Bademantel und hastete zum Türöffner.

„Peter!“, brummte jemand ins Mikro an der Eingangstür auf meine Frage „Wer da?“ hin. Vertraute man der Kamera, konnte er es durchaus sein. Ich ließ ihn rein und hastete ins Bad zurück, in dem ich meinen nicht mehr so sehr athletischen Revuekörper mit den restlichen Klamotten bewarf.

Das mit dem Körper war mal anders. Gute alte Zeit.

Gerade hatte ich die Kaffeemaschine angeworfen, als es zum zweiten Mal klingelte. Ich eilte zur Tür und ließ dabei meinen linken Oberschenkel am Küchentisch hängen, sodass das Geschirr darauf vernehmlich schepperte. Anschließend traf meine linke Schulter das Türfutter, als ich, aus der Spur gebracht, meinen Weg in Richtung Wohnungstür nahm.

Ein gepresstes „Fuck!“ sorgte samt doppeltem Begleitschmerz für die nötige Wachheit. Mit der Rechten riss ich die Eingangstür auf. Die Linke war etwas außer Funktion durch den Schmerz, der erst langsam verebbte.

„Mann, siehst du alt aus, Boss“, war Peters Begrüßung. Seine Social Skills waren schon immer wie Arsch und Friedrich gewesen. Da er es draufhatte, war das dem Rest der Welt schießegal gewesen. Und war es noch.

„Morgen, Peter, du aber auch.“

Wir nahmen uns in den Arm und klopften uns auf den Rücken. Das hatten wir früher immer getan, wenn wir es mal wieder geschafft hatten.

Bros halt.

* * *

Am Abend des zweiten Tages waren die Papiertonnen voll, und ein Dutzend Gelbe Säcke dekorierten den Ablageplatz in der neuen Hütte für die Abfalleimer und Gelbe Säcke. Vier 32er-Pizza-Kartons machten da den Kohl nicht fett, aber deren Inhalt uns. Vor allem, da sie in Begleitung von vier 1,5-Liter-Plasteflaschen Coke in die bereits vorgeschädigten Verdauungssysteme von Peter und mir gewandert waren.

„So“, meinte Peter, „und jetzt müssen wir noch den Inhalt deiner Festplatte auf deine neuen Kisten packen.“

„Und mein altes iPhone auf das neue umziehen.“

„Verdammte Hacke, hätt ich fast vergessen“, grinste der ITler so unverschämt wie lässig.

„Du hast dich nicht verändert, du Arsch“, konterte ich als Kompliment.

Und dann sagte ich, was ich von ihm wollte. Er sah mich erstaunt an. Machte seinen Mund zu einem Kommentar auf. Als er meinen Gesichtsausdruck sah, besann er sich eines anderen.

„OK, Boss, du bist der Boss.“

* * *

Nach einem weiteren taffen Tag war alles exakt, wie ich es wollte. Außerdem war ich eingewiesen.

„Die Kontonummer kennst du noch, oder?“

Das schätzte ich an Peter. Das Wesentlichste des irdischen Daseins, Geld oder Leben, blieb nie unerwähnt. Natürlich kannte ich seine Kontonummer! Wie konnte ich die nur vergessen!

Wenn wir uns unsere Kandidaten zurechtlegten, damals, in den alten Zeiten, gab es drei Stufen. Auf der ersten machte sich eine Braut, ein Investment also, hübsch. Eine Firma machte Window-Dressing,

also sich die Haare schön. Man musste das heute genderkonform ausdrücken. Es konnte auch ein Bräutigam sein, und auch dieser machte sich die Haare schön – sofern er noch welche hatte.

Ich bot zuerst mal das, was die Verkäufer wollten, im Bewusstsein der Due Diligence: Die schlug das Make-up ab, entfernte also den Gips und zog das Korsett aus. Genau diese Prüfung der Bücher, das war mein Ding. Da war ich gut drin. Ich fand alles. Und noch ein bisschen mehr. Mich konnte man weder an der Nase rumführen noch verarschen.

Die Forderungen der Verkäufer reduzierten sich mit Aufdeckung der tatsächlichen Form, die sich meist von der Geschenkpapierform unterschied. Das war die Stufe zwei.

Danach rückte Peter aus und (er-)fand noch weitere Entwertungen. Er war sozusagen für das Gegenteil des Aufhübschens zuständig. Nach seiner Veredlung der Zahlen waren der Kandidat bzw. die Kandidatin als Besucher einer Gothic-Party oder von Halloween gekleidet. Er vollbrachte wahre Wunder in dieser Disziplin.

Dieser Teil des Vergnügens, die dritte Stufe, war das Add-on, das meinen Erfolg in eine neue Dimension katapultierte – und meine Offshore-Konten aufblies wie das Helium auf dem Jahrmarkt die Ballons der Kinder. Meine Chefs hatten nichts gegen den nicht geringen Anteil am zusätzlichen Geldregen.

Bis eben eines Tages irgendeine Complianceabteilung und die US-Börsenaufsicht ihre Hände an jenen Strick hängten, den man anderswo Reißleine nannte. Die hatte mit der Wäscheleine ungefähr so viel zu tun wie Ehrlichkeit mit Heuschreckentum. Das war eine besondere Art des Investmentbanking, die ich mit Hilfe von Peter und maximaler Skrupellosigkeit zu einer hohen Kunst veredelt hatte.

„Das waren noch Zeiten“, sagte ich, als wir vor der dritten bzw. sechsten Pizza saßen. Ich hatte heute Abend darauf bestanden, neben dem Coke auch einen Bardolino zu kredenzen.

„Sag mal, was hast du die vergangenen Jahre gemacht, Boss?“
„Erst nix, dann nixer und danach am nixesten.“
„Willst du mich auf den Arm nehmen?“

III

Er hatte es nicht glauben können, der Peter. Ich selbst konnte jetzt auch nur noch den Kopf schütteln. Die fünf Jahre wären wahrscheinlich das Strafmaß gewesen, das mir wohlwollende Richter an einem deutschen Landgericht zugesprochen hätten, wäre meine Masche aufgeflogen. In den Staaten drüben hätte ich wahrscheinlich den Sandstrand der Cayman-Inseln in diesem Leben nicht mehr zu sehen bekommen.

Ich hatte die vergangenen Jahre in und mit mir selbst zugebracht. Ein Gefängnis, das im Laufe der Zeit den Charakter einer Einzelhaft bekommen hatte. Bis ich eines frühen Morgens um vier beim Pinkeln beschloss, dass ich versuchen wollte, etwas Ordnung ins Chaos zu bringen.

Alles Große begann mit einem kleinen ersten Schritt. Oder so.

* * *

Mein erster Schritt war tatsächlich der Besuch eines Friseurs. Anschließend besorgte ich mir schwarze Klamotten einschließlich dreier Hoodies und schwarze Sneakers.

Apropos: Ich vergaß, mich vorzustellen. Dem konnte abgeholfen werden: Mein Name war Joe DiMaggio. Das klang eindeutig besser als Johann Müller, oder? Der Name war der letzte noch sichtbare Rest der Heirat mit meiner Frau Helen, die ich während eines MBA-Programms einer verdammt teuren US-Privatuni kennen- und lieben gelernt hatte. An diese Uni, der Name tut nichts zur Sache, war ich über ein Stipendiatenprogramm der US-Botschaft (damals noch in Bonn beheimatet) gekommen.

Auf einer Newbie-Party dieser Uni ruhten die Glutaugen einer römisch anmutenden Schönheit auf mir. Ich war in meiner Jugend ein richtig gutaussehender Typ. Sie hatte beschlossen: Den wollte sie haben, und sie bekam mich auch. Ihr Name hörte sich eindeutig besser an als der meine. Also wurde aus Johann Müller Joe DiMaggio. Als Zusatzbonus bekam ich – neben dem deutschen – einen US-amerikanischen Pass.

Als mein eigener Vater Helen zum ersten Mal sah, verstand er, warum ich mich darauf einließ.

Ich hatte BWL in Mannheim studiert und mit Prädikat nach acht Semestern abgeschlossen. Statt der angebotenen Promotion hatte ich mich für den prestigeträchtigen MBA entschieden. Er und die Verbindungen von Helens Vater sorgten ebenso wie meine Banklehre bei der Deutschen Bank dafür, dass ich einen unglaublich gut bezahlten Einstiegsjob bei einer bekannten US-Heuschrecke bekam.

Mein Aufstieg hatte Raketencharakter. Ich war gut mit Zahlen, hatte keinerlei Skrupel, war geldgeil und ein Adrenalinjunkie. Den Stress vögelte oder powerte ich raus. Koks, Crystal Meth, Alkohol und andere Drogen mied ich wie der Teufel das Weihwasser. Ich sah, wie sie meine Mitbewerber um das Goldene Kalb dezimierten. Mein Bauchgefühl war eigentlich immer besser als das meiner Umwelt. Bis auf das eine Mal, das mir den Kragen brach.

Genug der Nabelschau. OK, fast: Der heutige Blick in den Ganzkörperspiegel im Ankleidezimmer zeigte brutal, was fünf Jahre Selbstmitleid angerichtet hatten. Aus dem alert-asketischen Machomanager in Nadelstreifen, roter, blauer oder grüner Paisley-Krawatte, blauem, weißem, zartgrauem und rosanem Hemd mit goldener Krawattennadel, blitzenden Manschettenknöpfen war eine um die Körpermitte verfettete Couchpotato geworden.

Ich war einmal eine echte Erscheinung, Leute. Die Frauen bekamen feuchte Höschen, um im Bild zu bleiben. Jetzt nahmen sie Reißaus, und ich konnte es ihnen nicht einmal übel nehmen.

Ogottogott: Ich stellte gerade fest, die Betrugsuniformen hingen noch rum. Und zwar in Massen. Damit konnte man einen Herrenausstatter glücklich machen. Nun, war vielleicht doch etwas outdated. So what. Reinpassen war einmal. Also weg damit. Bei manchen der Anzüge konnte ich noch genau sagen, bei welchem Deal ich ihn trug. Gut. Lassen wir das vorerst.

Ich hatte meinen Bart wegrasieren lassen. Die langen Haare hingen mir über die Schultern. Sie waren mein Asset. Lockig, fast weiß, einige wenige blonde und graue Strähnen. Ich kramte das Haarband aus der Jeans-Tasche und band die Haare zu einem Ponytail zusammen. Zusammen mit der alten Brille sah das furchtbar aus. Aber wenigstens war ich frisiert.

Zwei Dinge lagen an: mindestens eine neue Brille und mindestens ein Personal Trainer.

* * *

„Hey, Märte, ich bräuchte jemand, der mich wieder in Form bringt“, begrüßte ich ihn, als er sich unter der alten Mobilnummer meldete. Ich hatte sie doch tatsächlich unter meinen Kontakten gefunden.

„Leck mi no, di geits ao no. I bee begeischtert.“

„Du bist ganz der Alte!“

„Vielleicht bessr dr’ Ältre.“

Hauptsache, er fand’s lustig, dachte ich. Aus seinem meckernden Lachen konnte man messerscharf schließen, dass er Spaß hatte. Auch wenn gerade kein Messer rumlag, und wenn, dann wäre es mit Sicherheit nicht scharf.

Martin Seiz war in der Tat ein paar Jährchen älter als ich. Er war jenseits der Sechs vor der Null. Ich hatte mit 56 noch ein bisschen Zeit dazu. Aber im Gegensatz zu mir war er fit wie ein Turnschuh, und zwar kein alter, ausgetretener, sondern ein nagelneuer.

„Kommen wir zum Punkt. Den Kraftraum habe ich, mir fehlt der Personal Trainer. Wie sieht es mit oder bei dir aus?“

Wieder lachte der Kerl. Langsam ging er mir auf den Sack.

„Also, mein lieber Johann, i bee voll. Bei mir isch im Moment nix frei. Du misstesch also warda. Wian i di kenn, wirsch des ed wella, odr?“

„Das siehst du richtig. Ich brauche sofort jemanden Qualifizierten.“

„Han i, und zwar die Hanni.“

„Ich war heute genug Gegenstand deiner Witzversuche.“

„Noi, falsche Fährte, Joe.“

„Aha, auf einmal wieder Joe statt Johann.“

„Hanni hört sich nur wie Hanni an, wird aber ‚h‘, ‚o‘, ‚n‘, ‚e‘, ‚y‘ geschrieben.“

„Aha!“

„I derf se also schicka.“

„Von mir aus.“

„Se kommt morga om acht zur Vorstellung.“

„Du spinnst, das ist ja Mitternacht!“

„Acht Uhr. Honey isch a liabe on a guade. Sie isch mindestens so qualifiziert wian i.“

Gut, das war geklärt. Dann war jetzt die Brille dran. Augenarzt, kein Thema, da Privatpatient. Morgen um 11. Dann Mittagessen beim Thai. 14 Uhr Sehtest. Brillenmodelle raussuchen.

Nicht vergessen, Yussuf anrufen. Mit manchen dieser Tropfen konnte man schlecht Auto fahren. Sterben wollte ich – jedenfalls die sechssiebentelte – noch nicht.

* * *

Um acht Uhr stand Honey vor der Tür. Gott, sah sie gut aus! Verdammt, was hatte ich fünf Jahre versäumt!

Ich hatte doch tatsächlich auf sieben den Wecker gestellt und mich nach einer schnellen Dusche in die alten Workout-Klamotten gequält. Irgendwie schaffte ich es in sie hinein. Das lag wohl daran, dass ich sie damals großzügig dimensioniert hatte. Ich mochte nicht wie die Wurst aussehen, als die ich mich heute Morgen fühlte.

Und dann kam sie. Ich hatte sie hereingebeten und in den Kraftraum gebracht. Getränke hatte ich vorbereitet. Den gewünschten Kaffee brühte der Kaffeevollautomat. Die Trainerin sah sich die Ausstattung an und schien beeindruckt.

Wir setzten uns an den Esstisch.

„Darf ich du sagen?“

„Gerne.“

„Was willst du erreichen, Joe?“

Ich nahm neues iPhone, wischte zweimal und legte es wortlos vor ihr auf den Tisch, an dem wir auf Barhockern saßen. Ich in meinen besten Zeiten. Verdammt, sah ich mal gut aus.

Sie sah mich prüfend an und erkannte sofort, dass ich es ernst meinte. Dann nickte sie und lächelte.

„Wie viel Zeit habe ich?“

„So lange, wie wir beide brauchen.“

„Gut, dass du so realistisch bist. Sonst hätte ich dir abgesagt.“

Jetzt war ich es, der lächeln musste.

Ich sah sie mir nochmal genauer an.

Knappe eins siebzig, die Kurven genau an der richtigen Stelle, dazu so etwas von einem hübschen Sixpack, dazu ein wunderbar gleichmäßiges Gesicht, ungeheuer intensive grüne Augen unter geschwungenen Brauen und einer hohen Stirn. Dazu mittelblonde Haare, die wie bei mir zum Ponytail gebunden waren und deren Lüster blondrot in der Morgensonne schillerte. Kleine feine Linien um den vollen geschwungenen Mund und auf der Stirn sowie ihre

Lachfältchen und Grübchen in den Wangen gaben den Hinweis, dass Honey Schmid die Dreißiger wahrscheinlich bereits hinter sich gelassen hat, vielleicht sogar die vierzig. Was für eine Schönheit. Ich hasste Martin dafür. Und liebte ihn für diesen Fingerzeig, worauf es in diesem Leben ankam. Nicht auf Selbstmitleid, soweit bestand schon einmal Klarheit.

Sie zeigte mir danach einige Übungen, die ich machen sollte. Der Terminplan war kein Problem. Ich hatte ja keine wichtigen Termine mehr.

Danach war ich wieder auf mich gestellt. Bis nächste Woche Mittwoch, neun Uhr morgens. Sie hatte Mitleid mit mir.

* * *

Die Sache mit der Brille war rasch erledigt. Bis zum Raussuchen der Gestellauswahl. Das war ein Riesenakt. Ich hatte keine Berater. Oder, genauer: Beraterinnen. Stimmt nicht. Falsch. Ganz falsch.

Da war zum einen Roja Demir. Sie sorgte dafür, dass ich nicht einstaubte und die Wohnung sauber blieb. Oder umgekehrt. Ohne sie hätte ich auch keine frische Wäsche, geputzte Schuhe und keinen gefüllten Kühlschrank. Ich wäre mausetot ohne sie, weil verhungert und verdurstet.

Ich hatte ihr alles gekauft, was ihr die Arbeit erleichterte: Saugroboter, Haushaltsroboter, Kühlschrank mit Bestellfunktion, Waschmaschine, Trockner, Mangel, Dampfbügeleisen, Mini Countryman fürs Einkaufen. Alles. Wirklich alles. Sie bediente die Hilfsmittel sämtlich mit Perfektion. Und am Ende machte sie es dann doch nach alter Art. Auf ihre Art eben.

Ich wäre verloren ohne sie. Total. Vollkommen.

IV

Immer wenn es acht Uhr abends wurde, packte mich eine merkwürdige Form der Unruhe. Präziser wäre gewesen, es so zu formulieren: Wenn die Schatten länger wurden, musste ich raus. Mich bewegen, ziellos durch die sich entvölkernden Straßen ziehen und den Hunden beim Kacken zusehen, während Herrchen und Frauchen Teil dieses immer mächtigeren Grau zu werden begannen, das allenfalls eiskalte und klare Winternächte hinter die Garagenzeilen verbannte, die das Wohngebiet aus den fünfziger bis siebziger Jahren des vorherigen Jahrhunderts verzierten. Ganz besonders eigenartig muteten die riesigen Flächen vor ihnen an, auf die man zwischen drei und fünf Opel Corsa hintereinander parken konnte, wenn man auf solch abstruse Ideen kam. Man erlebte in seinem Leben ja so einiges.

Nach einer gewissen Zeit des strammen Gehens tropfte sich wieder diese Wut in mich, die mich schließlich übermannte. Ich musste mein Smartphone nehmen … und die Falschparker dokumentieren. Manchmal wollte ich über mich selbst lachen, wenn ich am anderen Morgen die Bilder sah, die ich gemacht hatte. Und dann packte ich sie in eine E-Mail und sendete sie von einem meiner neu angelegten anonymen Accounts an die Stadtverwaltung meines schwäbischen Mittelstädtchens.

Und so machte ich das jede Nacht. Seit Jahren.

Wobei: Früher lud ich die Bilder auf den Rechner, zog sie auf einen Stick, ging in den Drogeriemarkt, machte Abzüge und steckte sie in einen anonymen Briefumschlag. Manchmal warf ich sie am Rathaus in den Kasten. Manchmal frankierte ich den Brief und warf ihn in den gelben Kasten.

Jetzt hatte ich modernste Rechentechnik. Das machte alles einfacher, leichter und schwieriger zugleich.

* * *

Peter Gregor hatte dafür gesorgt, dass die ganze Sache jetzt professioneller vor sich ging. Statt Alias-Konten, die jeder zurückverfolgen konnte, würde ich komplett verdeckt aus dem Darknet operieren. Es mochte Mitmenschen geben, die das für den völligen Overkill hielten.

Ich gehörte insgeheim dazu. Daher hatte ich Peter auch nicht erzählt, wozu ich das ganze Geraffel brauchte.

Er wurde stutzig, als ich auf einmal mit dem Drohnenthema um die Ecke geschissen kam. Sie sollte exakt vermessen, wie weit ein Fahrzeug von einer Kreuzung entfernt geparkt war. Daran hielt sich nämlich niemand, und das war saugefährlich.

„Sag mal, Boss, was hast du vor?“

So erwartbar die Frage, so ausweichend meine Antwort.

„Sie sollte auch nachts funktionieren.“

„Du lenkst ab.“

„Würde das mit der Apple Vision Pro funktionieren? Steuern und sehen zugleich? Könnte man die Drohne vom Backpack aus starten und darauf landen lassen?“

Jetzt hatte ich ihn. Er war notorisch technologiegeil, Apple-Aficionado und immer knapp bei Kasse. Seine Weibergeschichten und seine seeehr merkwürdigen Anlagestrategien ließen ihn immer am Rande des Offenbarungseids entlangschliddern. Ich mochte ihn und fragte mich umso mehr und umso öfter, warum er nichts aus seinen Fehlern lernte.

„Aber du sagst mir dann schon irgendwann, wozu du das alles brauchst.“

Ich dachte nicht im Traum daran und nickte heftig.

* * *

Fein. Oder unfein. Mir egal. Oder: schnurzpiepwurst.

Der Spaß kostete mich hardwareseitig schlappe elf Kilo Euronen plus der lächerlichen Summe von weiteren neun Kilo Euronen für die App, die Peter extra für mich schrieb. Danach hatte ich was am Kopf und noch dazu was auf dem Rücken. An meiner Verantwortung für die Ordnung der Welt trug ich richtig schwer. Aber jesusmäßig – wie das der Schwabe formulierte.

Ich musste außerdem meine Spaziergewohnheiten ändern. Das Zeugs konnte man nicht stundenlang durch die Gegend tragen. Also machte ich zwei Runden.

Die erste diente dazu, eine Ist-Aufnahme zu machen. Die Parksünder wurden dokumentiert – mit Foto und Geolokation.

Die zweite wurde dazu verwendet, die Kreuzungssünder zu vermessen und per Video aus der Drohne mit genau eingezeichneten Hilfslinien zu überführen. Später wollte ich dazu übergehen, von entfernten Plätzen aus die Vermessung und Dokumentation mit der Drohne vorzunehmen. Ich sah schließlich wie ein Alien aus, wenn ich mit VR-Brille und großem Rucksack in Schwarz gekleidet durch die Nacht streifte. Das schuf Aufmerksamkeit, die ich vermeiden wollte. Eigentlich.

Außerdem war das mit der VR-Brille nachts etwas ungeschickt.

Einmal schrottete ich die Drohne, als ich mich beim Vermessen versteuerte. Wenn man rinks mit lechts velwechserte, konnte das heftig schiefgehen. Das Glas im alten Dachfenster eines Stadthauses ging zu Bruch, die Drohne stürzte ab. Ich versteckte mich hinter einer Hausecke und schwitzte Blut und Wasser.

Als – es war um 0:31 Uhr – nach einer Viertelstunde sich immer noch niemand blicken ließ und nach dem Rechten sah, schlich ich mich um den Absturzort und sammelte akribisch alle Teile der Havarie auf.

Ich hatte ein geradezu unverschämtes Schwein, dass mich in einer nicht so belebten Straße im Stadtzentrum meines Heimatorts niemand erwischte. Das Fenster wurde irgendwann ausgetauscht. Ich steckte dem Hauseigentümer die geschätzten Kosten in einen Briefumschlag. Natürlich machte ich das wie ein Profi mit Handschuhen und Ganzkörperkondom. Man gönnte sich ja sonst nix. Immer noch behandschuht warf ich den Brief bei ihm ein.

Die Beinaheunfälle mit der Drohne – Peter beschaffte mir kopfschüttelnd eine neue und richtete sie ein – waren zahllos. Auch die zweite Drohne hatte mit der Zeit Schrammen und Beulen. Aber sie flog. Klaglos.

* * *

Die Straßenverkehrsordnung (StVO) sollte den Straßenverkehr ordnen. Nicht nur den fließenden, auch den ruhenden. Jeder Führerscheinprüfling – gleich welchen Geschlechts – hasste sie heiß und innig, war sie doch Gegenstand vieler Fehlversuche bei der schriftlichen Fahrprüfung. Ich kannte sie seither so gut wie auswendig. Im Gegensatz zu vielen Verkehrsteilnehmern. Wenigstens, was den ruhenden Verkehr anbetraf.

Der sogenannte ‚Ruhende' Verkehr hat nichts mit nicht (mehr) vorhandenem Geschlechtsverkehr zu tun, wie manche in einem Anfall von Lustigkeit gerne vermerkten. Ich fand das gar nicht zum Lachen. Er drehte sich vielmehr um die mehr oder minder qualifiziert herumstehenden Vehikel der privaten Fortbewegung mittels Fahrzeugen. Meist war das leider echt unqualifiziert, das Herumstehen. Ich fand das Verhalten meiner Mitverkehrsteilnehmerinnen und -nehmer ungeheuerlich. Um es liebenswürdig auszudrücken.

Erstens: Man parkte keine Lkw über 7,5 t über Nacht in Wohngebieten. Zweitens: Man parkte nicht auf dem Gehweg, weder ganz noch teilweise. Drittens: Weder Wohnwagen noch andere Anhänger durften mehr als 14 Tage am gleichen Platz geparkt werden.

Viertens: Man stellte seinen Schrotthaufen weder auf gezackten Linien ab noch auf Fahrradwegen. Fünftens: Man stellte seinen fahrbaren Untersatz weder vor Stromzapfstellen noch auf Behindertenparkplätzen ab, es sei denn, man war geistig (und nicht körperlich) minderbemittelt oder man tankte Strom.

Siebtens: Man ließ sein Auto nicht in einer Zufahrt auf eine Kreuzung stehen, ohne den Abstand von fünf oder acht Metern (letzteres, wenn Radwege vorhanden sind) von der Kreuzungsmitte einzuhalten. So. Das musste mal gesagt sein. Dass man, achtens, Garagen- und Stellplatzausfahrten bei schmalen Straßen auch auf der anderen Straßenseite nicht zustellte, sollte dem Dümmsten klar sein. War es aber offensichtlich nicht.

Kurz: Ich hatte so viel zu melden, dass ich es gar nicht schaffte, alle ruhenden Verkehrssünder zu erfassen. Ich kam mir vor wie der Sisyphus. Nur dass keiner an meiner Leber rumknabberte.

V

Apropos Missgeschick. Der Drohnenabsturz war nichts gegen das, was mir heute Nacht passierte.

Ich ging durch die Unterführung unter den Bahngleisen hinüber in ein anderes Wohngebiet. Es war bereits nach ein Uhr morgens, und ich fragte mich, welcher Teufel mich damals geritten hatte. Jedenfalls, die siebte oder achte, hatte ich die VR-Brille noch auf, die Decken- und Seitenleuchten, die ganz waren, flackerten, die anderen taten das, was Leuchten taten, die defekt waren: Sie leuchteten nicht, und schon gar nicht heim.

Auf einmal rannte eine schlanke, ebenso wie meiner einer dunkel gekleidete Gestalt die Treppe am Ausgang der Unterführung hinunter, stolperte, fing sich wieder und donnerte in mich hinein. Ich fiel auf den Rücken, hörte es krachen und knacken und fühlte mich wie ein Rosenkäfer, der auf dem Rücken lag und auf die Beinchen kommen wollte.

Die schlanke und feingliedrige Gestalt fing sich erneut und rannte weiter in die entgegengesetzte Richtung zum Ausgang Innenstadt. Ihre beiden Verfolger stürzten gerade die Treppe hinunter, als ich versuchte, auf die Beine zu kommen.

Als der eine an mir vorbeirauschte, stellte ich ihm fast automatisch ein Bein. Vom Schwung, den er hatte, nahm ich ein paar Joule mit, drehte mich um meine Achse, fuhr beide Arme aus, mit denen ich den zweiten Verfolger durch einen etwas weniger netten Puff ebenfalls aus der Bahn brachte.

Die beiden tanzten wie Pinguine auf Glatteis, wenn sie ins Rutschen kamen, warfen anschließend die Windmühlenflügel an, um sich – der Zufall hatte ein Herz für den oder die Flüchtende – in der Mitte des Fußgängertunnels fatal zu treffen. Danach fielen sie übereinander, allerdings nicht her.

Bis sie sich sortiert hatten, war von der verfolgten Person nichts mehr zu sehen. Ich hatte die VR-Brille abgesetzt und das Smartphone parat, um von den beiden Verfolgern Aufnahmen anzufertigen. Die hatten sich gesammelt, erhoben sich und kamen drohend näher. Die Gesten waren eindeutig. Keine Fotos. Ich lächelte, stellte mich aber breitbeiniger auf. Und machte die Fotos.

Der eine, Rechte, ohne das politisch zu meinen, hatte offensichtlich den dringenden Bedarf, mit seiner Nase auf meine bekannt starke linke Gerade zu treffen. Dieses Faktum bremste seinen Vorwärtsdrang.

Der andere, Linke, auch hier ohne politischen Hintergrund, rauschte ebenda, also ziemlich links, an mir vorbei. Durch einen Mordstritt in seinen Allerwertesten bekam er eine überraschende Richtungsänderung verpasst und zugleich derart viel Schwung, dass er volle Pulle auf die rechte Wand traf.

Ich beschloss, die Verwirrung zu nutzen, drehte um und marschierte raschen Schritts dahin zurück, wo ich hergekommen war. Die beiden Herren eher jüngeren Alters betrachteten ihre Optionen, wägten sie realistisch und, nachdem sie diese gewogen hatten, verkrümelten sich in die mir entgegengesetzte Richtung, nicht ohne wild gestikulierend zu fluchen. Oder jedenfalls ihrem Unmut lautstark Luft zu verschaffen. Nun denn, dachte ich. Immerhin lebte ich noch.

* * *

Das Missgeschick war noch nicht zu Ende, wohlgemerkt.

Ich kam also leicht verletzt in der Wohnung an und sortierte erst einmal den Inhalt des Rucksacks und checkte die VR-Brille. Letztere war bis auf ein paar Kratzer am Gehäuse interessanterweise

ganz geblieben. Dafür waren Drohne und deren Begleitumstände ziemlich zerstört. Ich war versucht, auf den Tisch zu schlagen, besann mich aber anders. Schließlich bliebe die Drohne kaputt, dafür aber schmerzte zusätzlich die Hand. Auch gut, sagte ich mir.

Ich feuerte also meine eine Arbeitsstation hoch, wie es an dieser Stelle in US-Krimis immer wörtlich übersetzt hieß, und beauftragte Peter, eine neue Drohne plus Equipment zu bestellen. Der musste denken, ich hätte was an der Birne. Hatte ich wohl auch, aber nicht das. Das war nachts gegen halb drei. Und es war nach meiner Rechnung die dritte. Drohne, meinte ich.

Nein, ich fraß keine Drohnen, ließ ich Peter auf Nachfrage wissen. Sie schmeckten so fad. Und waren ziemlich bissfest.

Meine Gefühlswelt befahl mir eine Dusche zur Entspannung. Der Einwurf von etwas Chemie sollte meiner spätestens seit dem Rauswurf-Ereignis erhöhten Blutdruck etwas dämpfen. Das Training tat mir gut. Ich war um einiges ausgeglichener, und die Betablocker konnten etwas runtergefahren werden. Gut so, meinte der Doc meines Vertrauens.

Nach der Dusche fiel ich ins Bett und wurde erst durch einen Klingelsturm wieder wach.

* * *

Meine liebste Hausdame Roja schaute eher scheu in mein Schlafzimmer.

„Herr DiMaggio, soll ich die Dame reinlassen? Sie war ja schon ein paar Mal da."

Ich nickte.

„Roja, sag um Himmels willen endlich Joe zu mir. Ich krieg sonst noch die Krise. Honey sagst du, dass ich verpennt habe und noch ein paar Minütchen brauche. Sie soll sich einen Kaffee ziehen und sich im Essbereich gemütlich machen."

Sie sah mich an, als sähe sie mich heute zum ersten Mal in Schlafklamotten. Dem war nicht so. Sie war ja jeden Tag sechs Stunden da. Ab acht ging es los. Um zwei Uhr nachmittags ging sie wieder. Warum also schaute sie so erstaunt?

Ich also sammelte meine Sportsachen zusammen und marschierte ins Bad. Kalte Katzenwäsche, parfümiert und gefönt. So konnte ich „unter d'Leit".

Als ich im Essbereich antanzte, sahen mich gleich zwei Personen auf diese erstaunt-interessierte Art an, als wäre ihnen ein Licht aufgegangen oder ein Engel erschienen. Nichts dergleichen war geschehen. Engel und Teufel hatten Besseres zu tun.

Honey hatte Rojas Handy in der Hand. Merkwürdig.

„Guten Morgen!", meinte ich, „hat euch zwei der Mantel der Geschichte gestreift? Oder hattet ihr eine Erkenntnis? Geht die Welt vielleicht endlich unter?"

Die beiden Frauen sahen sich an und schüttelten den Kopf.

„Was ist denn los?"

Langsam nervte mich das Ganze. Gestern Nacht war eigentlich für die nächsten Wochen genug los gewesen, dachte ich.

„Ich hol mir mal 'nen Kaffee und eine Banane."

Der Ankündigung ließ ich diesmal echte Taten folgen. Tat ich nicht immer, ehrlich gesagt.

Ich war noch nicht am Stehtisch angekommen, als Honey das Smartphone antippte, sodass ein Video startete.

„Bist du das?", fragte sie mit einer gewissen Dringlichkeit, die ich von ihr bisher nicht gewohnt war.

Ich nahm das angebotene Gerät und warf einen Blick drauf, der sich sofort am Bildschirm festsog. Das da war ich, als ich die beiden Verfolger gestern Nacht erst zum Fliegen und danach zum Taumeln gebracht hatte. Die Aufnahme war verdammt verwackelt, aber man konnte erkennen, was geschah. Das war ich, no doubt, in ganzer